

Ideen von universeller Menschlichkeit. In diesem Sinne ist das Buch ein Zeugnis konvivialer Wissenschaft, von dem besonders der Globale Norden lernen könnte.

Jacqueline C. Krause

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i1.08>

Sarah Helen Sott: *Desartikulation statt Transitional Justice? Subalterne Perspektiven in der kolumbianischen Vergangenheitsbewältigung*. Bielefeld: transcript 2017, 360 Seiten (<https://doi.org/10.14361/97838389440728>)

Kaum ein Friedensprozess des Globalen Südens hat in der jüngsten Vergangenheit so viel öffentliches Interesse auf sich gezogen wie die Friedensverhandlungen zwischen der kolumbianischen Regierung unter Präsident Juan Manuel Santos und der bis dato ältesten Guerilla der Welt, den FARC-EP (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia – Ejército del Pueblo*). Diese Guerilla hatte sich in den 1960er Jahren in der Folge ungelöster Landkonflikte formiert und verstand sich zunächst als bewaffneter Arm der Bauernbewegung. Nach dem Friedensabkommen vom Dezember 2016 hat sie sich mittlerweile zu einer politischen Partei umgewandelt.

Heute, ein Jahr nach der offiziellen Beendigung des jahrzehntelangen Konflikts, ist die Euphorie über den lang ersehnten Friedensschluss merklich abgeflaut: Die Umsetzung der Übereinkünfte in konkrete Maßnahmen und Gesetze geht – nicht zuletzt aufgrund der Gegenwehr der politischen Opposition im Kongress – nur langsam voran, organisierte Morde an Menschenrechtler_innen und Sprecher_innen sozialer Organisationen häufen sich, und in den ehemaligen Einflussgebieten der FARC ist ein Machtvakuum entstanden, das mancherorts von neuen bewaffneten Gruppen gefüllt wird. Als Grund für das Fortbestehen der Gewalt werden häufig strukturelle Ursachen wie die ungleiche Landverteilung und mangelnde politische Teilhabe angeführt. Derartige Probleme wurden weder durch den Friedensvertrag noch durch die vorausgegangenen Maßnahmen der *transitional justice* behoben.

Diese Position vertritt auch Sarah Helen Sott, die in der vorliegenden Monografie die Implementierung, Umsetzung und Wirkung gesetzlicher Maßnahmen der *transitional justice* in Kolumbien aus der im wissenschaftlichen Diskurs bislang vernachlässigten Perspektive afrokolumbianischer, indigener und gewerkschaftlicher Organisationen analysiert. Weil diese drei Gruppen in ihrer Sichtbarkeit und Artikulationsfähigkeit umfassend eingeschränkt sind, klassifiziert die Autorin sie als „Subalterne“ im Sinne Antonio Gramscis (34ff) bzw. als „Verdammte“ im Sinne der Weiterführung des ursprünglich von Frantz Fanon entwickelten Konzepts durch Walter Mignolo (40f). Sie sind nicht nur besonders vom bewaffneten Konflikt betroffen, sondern werden zudem aus Prozessen der Vergangenheitsbewältigung im Rahmen von *transitional justice* weitgehend ausgeschlossen. Durch die Einnahme einer opferzentrierten, postkolonialen und machtkritischen Perspektive knüpft Sott an einen durchaus verbreiteten Trend innerhalb der Konflikt- und Friedensforschung an. Ihre Arbeit erweitert den bisherigen Forschungsstand jedoch um reichhaltige empirische Befunde zur Wahrnehmung der kolumbianischen Friedenspolitik durch

die drei untersuchten Gruppen und leistet darüber hinaus selbst einen aktiven Beitrag zu deren Artikulation.

Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert: Das erste Kapitel bietet eine komprimierte und pointierte Übersicht der Untersuchung, legt Forschungsstand, Methoden und Erkenntnisinteresse dar und stellt zentrale Ergebnisse vor.

Im zweiten Kapitel erläutert Sott die theoretischen Grundannahmen, etwa die systematische Desartikulation subalternen Akteur_innen, deren Sprachlosigkeit im Rahmen hegemonialer Diskurse und deren Positionierung außerhalb der kolonialen Matrix (34ff). Dabei geht sie auch detailliert auf Leben und Werk Antonio Gramscis ein, dessen Analysen sie rezipiert und durch eine postkoloniale Perspektive erweitert. Es folgen ein gut informierter Abriss der internationalen Debatte um *transitional justice* sowie eine kritische Auseinandersetzung mit deren universellem Anspruch und dem damit zusammenhängenden Werteexport in die betroffenen Länder (53ff). Ferner erläutert Sott an dieser Stelle ihr methodisches Vorgehen im empirischen Teil des vierten Kapitels.

Das dritte Kapitel widmet sich der historischen Rekonstruktion des innerkolumbianischen Konflikts und geht dabei in gesonderten Unterkapiteln ausführlich auf die sozialen Kämpfe der drei untersuchten Bevölkerungsgruppen ein.

Im vierten Kapitel gibt die Autorin zunächst einen äußerst lesenswerten Überblick über bisherige *transitional-justice*-Prozesse in Kolumbien. Hier differenziert sie zwischen den Politiken und Implementierungsmodi der Regierung Uribe, die das sogenannte „Gesetz für Gerechtigkeit und Frieden“ (2005), und der gemäßigeren Regierung Santos, die das sogenannte „Opferentschädigungs- und Landrückgabegesetz“ (2011) verabschiedet hat. Deren Vorgehen bewertet sie insgesamt positiver, nicht zuletzt, da ihr Gesetzentwurf die staatliche Verantwortung für die Entschädigung der Opfer erstmals anerkennt und diese – in begrenztem Umfang – in die Aufarbeitungsprozesse einbezieht.

Der daran anschließende empirische Teil basiert auf 16 problemzentrierten Interviews mit informiert ausgewählten Vertreter_innen afrokolombianischer, indigener und gewerkschaftlicher Organisationen. In der Auswertung dieser Interviews belegt Sott ihre grundlegende These, nach der subalterne Akteur_innen im Kontext von *transitional justice* „zahlreichen Mechanismen der Desartikulation ihrer Forderungen“ (302) ausgesetzt sind. Als Beispiele führt sie die „Individualisierung der Verantwortung für Menschenrechtsverletzungen und die Justizialisierung ihrer Aufarbeitung“ (302), die intendierte Schwächung der Organisationsstrukturen der Gruppen sowie das Fehlen einer systematischen „Rekonstruktion der Geschichte afrokolumbianischer, indigener und gewerkschaftlicher Gruppen und ihrer Gewalterfahrungen“ (ebd.) an. Die Ergebnisse dieses und des vorangegangenen Kapitels fasst sie jeweils in pointierten Zwischenfazits zusammen.

Im fünften Kapitel systematisiert die Autorin noch einmal ihre Erkenntnisse des zweiten, dritten und vierten Kapitels. In diesem Zusammenhang kritisiert Sott *transitional justice* als ein staatlich dominiertes, politisches Projekt, das die Herrschaftsverhältnisse zwar partiell transformiert, ohne sie jedoch grundlegend aufzubrechen. Das erklärte Ziel der globalen *transitional justice*, „eine Stabilisierung

von Postkonfliktgesellschaften zu erreichen“ (14), müsse auf der Grundlage dieser Befunde in Frage gestellt werden.

„Kein Frieden ohne soziale Transformationen“ (305) ist die abschließende Einschätzung der Autorin, deren Arbeit nicht nur durch die stets stringente Argumentation, sondern auch durch das ausgewogene Verhältnis zwischen empirischer Datenerhebung, theoretischer Reflexion und kritischer Analyse überzeugt.

Anne Burkhardt

(<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i1.09>)

Vilho Amukwaya Shigweda: *The Aftermath of the Cassinga Massacre. Survivors, Deniers and Injustices*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2017, 169 Seiten

Das Massaker von Cassinga (Angola), begangen von südafrikanischen Fallschirmtruppen am 4. Mai 1978 an einem Flüchtlingslager der namibischen Befreiungsorganisation *South-West Africa People's Organisation* (SWAPO), markiert einen Wendepunkt des Kriegsgeschehens im Südlichen Afrika, das John Saul zurecht als „Dreißigjährigen Krieg um das Ende von Kolonialismus und Apartheid“ bezeichnet hat. In seiner an der *University of the Western Cape* verteidigten Dissertation zeigt Vilho Shigweda, namibischer Historiker und einstiger Kämpfer der *People's Liberation Army of Namibia* (PLAN), aus zahlreichen Perspektiven, wie kontrovers dieses Ereignis nach wie vor ist, vor allem aber, wie schmerzhaft die Erinnerung daran noch immer für die Überlebenden ist. Er betont auch nachdrücklich die Versäumnisse, die er nicht zuletzt der namibischen Regierung anlastet. Ganz unabhängig von einer Bewertung im Einzelnen verdient seine Studie Interesse nicht zuletzt aufgrund der 45 qualitativen Interviews größtenteils mit Überlebenden, daneben mit anderen Zeitzeugen, auf denen die Darstellung weitgehend beruht. Hinzu kommt eine extensive E-Mail-Korrespondenz, die ansatzweise auch Tatbeteiligte auf Seiten der damaligen südafrikanischen Truppen einschließt. Auch wenn dies keineswegs die erste Publikation zu Cassinga ist, hebt sie allein damit die Diskussion auf ein neues Niveau.

Schon der Hergang und die entscheidenden Umstände sind kontrovers. Unterstrich die SWAPO gleich nach dem Ereignis, das Lager Cassinga sei ein Sammelpunkt gewesen, in dem mit einem großen Anteil von Frauen und Kindern Geflüchtete aus Namibia lebten, so steht dem die südafrikanische Behauptung gegenüber, es habe sich um ein Zentrum der PLAN mit in erster Linie militärischer Funktion gehandelt. Shigweda stellt Aussagen namibischer Überlebender den unbeirrt vorgetragenen Einlassungen führender Fallschirmjäger gegenüber, lässt aber keinen Zweifel, dass den Erinnerungen der namibischen Überlebenden sowie ihren teils in erschreckender Konkretion dargestellten körperlichen und seelischen Verletzungen in erster Linie Glauben zu schenken ist. Nicht zuletzt stehen detaillierten Berichten über den Ablauf, wie er von im Lager Anwesenden erlebt wurde – diese erzählen von der wahllosen Erschießung Wehrloser und schwer Verwundeter einschließlich des Einsatzes von Bajonetten durch die Fallschirmjäger – die Darstellungen aus deren Reihen, vor allem durch den damaligen Kommandanten gegenüber, die dies Geschehen schlankweg